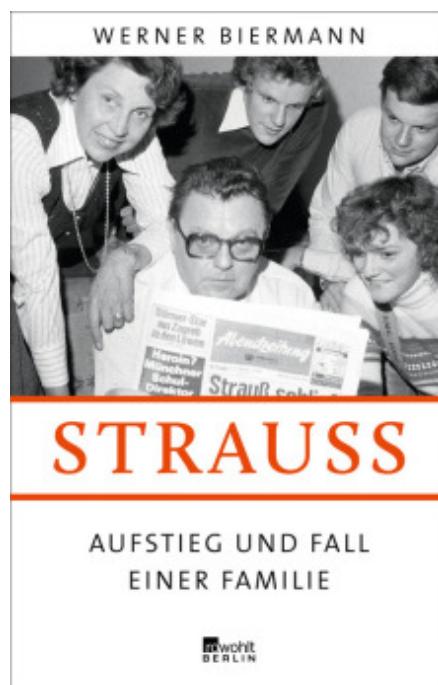


**rowohlt**  
BERLIN

Leseprobe aus:

**Werner Biermann**

**Strauß**



**WERNER BIERMANN**

# Strauß

Aufstieg und Fall  
einer Familie

Rowohlt · Berlin

Aktualisierte Neuausgabe  
1. Auflage August 2015

Die Originalausgabe erschien 2006  
im Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin  
Copyright © 2006, 2015 by Rowohlt · Berlin  
Verlag GmbH, Berlin  
Satz Times Ten PostScript, InDesign,  
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung CPI books GmbH,  
Leck, Germany  
ISBN 978 3 87134 824 2

## INHALT

*Prolog Der Tod eines Jägers* 7

*Kapitel 1 Die Glocken der Revolution* 17  
Aufstieg einer Familie

*Kapitel 2 Grenzüberschreitungen* 41  
Franz Strauß in Krieg und Frieden

*Kapitel 3 Kairos* 72  
Marianne und die große Karriere

*Kapitel 4 Eine lange Hamburger Nacht* 114  
Strauß und Augstein im Duell

*Kapitel 5 Chicken Game* 134  
Strauß im Kalten Krieg

*Kapitel 6 Endkampf* 155  
Die «Spiegel»-Affäre

*Kapitel 7 Zwischenzeit* 189  
Der Rückzug ins Private

*Kapitel 8 Der verliebte Minister* 210  
Die turbulenten sechziger Jahre

*Kapitel 9 Eisbären im Hochhaus* 227

Die Familie als Bollwerk

*Kapitel 10 Ein Lebenstraum zerbricht* 253

Die Niederlage gegen Helmut Schmidt

*Kapitel 11 Zum Herrschen geboren* 267

First Family in Bayern

*Kapitel 12 Renate* 293

Der letzte Akt der großen Oper

*Kapitel 13 Schweres Erbe* 319

Das Ende einer Familiensaga

Quellen und Literatur 347

Bildnachweis 351

## *Prolog*

# **DER TOD EINES JÄGERS**

Die Cessna Citation II fliegt gleichmäßig und ruhig in zehntausend Metern Höhe, Kurs Nordnordwest. Der Düsenjet, der von Franz Josef Strauß gesteuert wird, befindet sich auf dem Rückflug von Varna/Bulgarien nach München. Außer dem bayerischen Ministerpräsidenten und seinem Kopiloten sind noch drei weitere Männer an Bord. Sie sind guter Dinge, vor allem Strauß selbst. Am Vortag hat er auf Einladung eines Jagdkameraden, des bulgarischen Staatsratsvorsitzenden Todor Schiwkoff, ein großartiges Erlebnis gehabt. Sie hatten ihm einen kapitalen Sechzehnender vor die Flinte getrieben. Mit einem einzigen Schuss hat der Jäger Strauß ihn erlegt.

Man überfliegt gerade Klagenfurt. Plötzlich hören die Piloten in der Kanzel ein seltsames Geräusch, zwei Sekunden später einen Knall und ohrenbetäubenden Lärm. Die Luft entweicht aus der Maschine, die Apparate zeigen extremen Druckabfall. Die fünf Männer ringen nach Atemluft. Instinktiv schauen sie auf die Deckenklappen, hinter denen sich die Sauerstoffmasken befinden, doch die Klappen öffnen sich nur halb.

Sofort hat Pilot Strauß einen steilen Sinkflug eingeleitet, raus aus der sauerstoffarmen und eiskalten Reiseflughöhe, und geht auf etwa dreitausend Meter herunter. Sein Kopilot warnt über Funk den Luftraum unter ihnen. Die Kombination aus Atemnot und Sturzflug lässt zwei der Passagiere kurzzeitig das Bewusstsein verlieren. Schließlich zerren sie die Sauerstoffmasken aus den Klappen heraus, doch das System ist defekt, die Masken liefern keinen Sauerstoff.

Zwei oder drei Minuten sind vergangen. Langsam gleicht sich der Druck aus, es steht wieder genügend Atemluft zur Verfügung. Strauß

und sein Kopilot haben keine Sekunde gezögert, genau das Richtige zu tun, ein geradezu lehrbuchmäßiges Manöver. Erst nach der Notlandung stellt Strauß fest, dass ihm scheußlich übel ist. Er ist blass, sein Gesicht schweißnass. Auf die extreme Belastung des Sturzflugs reagiert der Körper mit extremer Schwächung. Dann wird es langsam besser. Die Männer gratulieren dem Piloten Strauß wegen seiner Geistesgegenwart; er hat ihnen das Leben gerettet. Und auch sein eigenes Leben, das von jetzt an – was niemand wissen kann – nur noch genau sieben Tage dauern wird.

Nach der Notlandung und der Heimkehr nach München nimmt Strauß seine Amtsgeschäfte wieder auf. Ein Mann wie er lässt sich von einem Beinaheabsturz nicht lange beeindrucken; im Krieg hat er ganz andere Dinge erlebt. Aber ein Sturzflug, bei dem alle nach Luft ringen und sein eigener Leibarzt, Valentin Argirov, als Erster ohnmächtig wird – das macht eine großartige Geschichte.

Nachmittags erzählt er sie mit Vergnügen seiner Freundin Renate Piller, die sich vor Angst noch nachträglich ordentlich schüttelt. Das freut ihn. Er versucht seit langem herauszufinden, ob seine dreißig Jahre jüngere Geliebte, die er heiraten will, ihn wirklich liebt, ihn, den Mann Strauß – oder vielleicht doch nur Strauß, den Berühmten, den Ministerpräsidenten, den «bayerischen Monarchen». Den Multimillionär, ganz nebenbei.

Der Zweifel nagt an ihm, obendrein wird er geschürt von seinen drei erwachsenen Kindern, den beiden Söhnen vor allem. Er ist immer noch eitel, will «um seiner selbst willen» geliebt werden. Wer aber ist das, er selbst? Jeder sieht in ihm einen anderen.

Diesen Abend gehen sie jedenfalls beim Lieblingsitaliener essen, er und Renate. Seit er das Vergnügen hat, dieser schönen Frau gegenüberzusitzen, ihre Blicke zu genießen und ihr strahlendes Lachen, verspürt er den Drang, von sich zu erzählen. Er hat das jahrelang nicht mehr getan, höchstens Anekdoten, auf Partys, zur Gaudi seiner Zuhörer. Storys von der Schlacht am Don, von den wilden Nachkriegszeiten in Schongau, von Telefonaten mit Helmut Kohl. Wie er den zusammengestaucht hat! Aber jetzt, seit Monaten, erzählt er der jungen Frau, die ausgezeichnet zuhören kann, sein wahres Leben, so wie er es sieht.

Und wenn er sich dabei zuhört, kommt es ihm selbst wundersam vor, dieses Leben. Die Schellingstraße damals in Schwabing, mit dem Metzgerladen seines Vaters, das will er ihr einmal zeigen, die Kindheit im Hinterhof, echte Armut, lange vor Renates Geburt. Als Liebender gibt er natürlich auch ein bisschen an, ganz dezent: Seine Leistungen als Schüler und Student damals, na ja, es war das beste Abitur in ganz Bayern und später das beste Staatsexamen seit Menschengedenken.

Da er nun schon über sein Leben nachdenkt, hat er angefangen, ein Buch zu schreiben, seine Autobiographie. Dabei schreibt er nicht selbst, sondern erzählt dem Wilfried Scharnagl sein Leben, und sie lassen ein Tonband laufen. Den Rest besorgt dann Scharnagl, der Chefredakteur des «Bayernkurier». Scharnagl ist mit der geistigen Welt des Ministerpräsidenten seit Jahren so vertraut wie kein anderer: «Scharnagl schreibt, was ich denke; ich denke, was Scharnagl schreibt.»

Schon fast sechshundert Seiten liegen vor, aber kaum ein Satz zu dem, was jeder von ihm wissen will: Was geschah damals wirklich bei der «Spiegel»-Affäre, war er selbst die treibende Kraft bei dem Versuch, Augstein und sein Blatt zu vernichten? Hat er Ahlers in Torremolinos widerrechtlich verhaften lassen? Welche Rolle spielte Adenauer, der greise Kanzler? Und wie lautet seine eigene Version der vielen Affären, der Korruptionsgeschichten um den Starfighter, um den Schützenpanzer, um Onkel Aloys – dieses ganze frühe Amigo-System. Ein Bestseller könnte das werden.

Über Rudolf Augstein hat er auf sechshundert Seiten noch kaum ein Wort verloren. Den «Spiegel» einmal kurz erwähnt, als «Ausdruck der Zerrissenheit und des Nihilismus der deutschen Seele», wobei das Magazin selbst «zu dieser Zerrissenheit entscheidend beigetragen» habe. Alle Einzelheiten fehlen noch. Aber er hat mit Scharnagl verabredet, dass die «Spiegel»-Affäre eines der kommenden Kapitel werden soll. Angefangen bei jener legendären Hamburger Samstagnacht im März 1957, als Strauß und Augstein mit einigen «Spiegel»-Leuten zusammen soffen und krakeelten und sich fürs Leben verfeindeten.

Diesen Sommer 1988, seinen letzten, hat Strauß mit Renate Piller in Südfrankreich verbracht, an der Côte d’Azur, in jenem Ferienhaus,

das er damals mit seiner Frau Marianne gekauft hat, gleich nach der Hochzeit. Die erwachsenen Kinder schauen auch jetzt in Calanques des Issambres vorbei, wie jedes Jahr, Monika mit ihrem Mann Michael und dem Enkelkind und die Strauß-Söhne mit ihren Freundinnen.

Vor allem Max hat Renate spüren lassen, dass er sie nicht akzeptiert. Monika verhielt sich diplomatisch, vermied jeden Konflikt; aber die Vorstellung, dass der Vater eine andere Frau zur First Lady macht, ist ihr unangenehm. Schließlich hat sie selbst, seit dem Tod ihrer Mutter vor vier Jahren, diese Rolle eingenommen. Die «Moni», das «Monikale» – sie hat sich bei den Menschen in Bayern beliebt gemacht mit ihrer direkten und manchmal ein wenig schüchternen Art.

Renate Piller vermutet, Strauß habe seinen Kindern gegenüber Schuldgefühle, vor allem den Söhnen. Als sie klein waren, hat er sich viel zu selten um sie gekümmert. Einmal, ein einziges Mal, hat er sogar seine Familie verlassen wollen; das wissen die Kinder nicht, aber an ihm nagt es insgeheim.

Immerhin versucht er jetzt, Max, den jungen Anwalt, in die Geschäfte einzuführen, die er als Aufsichtsratsvorsitzender des Airbus-Konzerns verfolgt, kürzlich auch in schwierige Vermittlungsgeschäfte von Flugzeugen und Panzern, etwa in Saudi-Arabien. Max hat die Prinzen in Riad beeindruckt, als er einen kostbaren Jagdfalken als Gastgeschenk sehr fachmännisch aus dem Käfig holte. Strauß hat den Sohn obendrein mit einem alten Freund zusammengebracht, dem Kaufmann Karlheinz Schreiber, der so ziemlich mit allem handelt, mit Hubschraubern, Flugzeugen, Waffen. Max und Schreiber sind bereits Geschäftspartner und Freunde geworden.

Auch beim jüngeren Sohn, Franz Georg, dem Medienkaufmann, baut Strauß auf die Hilfe eines Freundes. Er hat sich in dessen Werbeagentur eingekauft, die Münchner Agentur «Contas» von Walter Schöll. Von dieser Beteiligung darf die Öffentlichkeit freilich nichts wissen. Dass Strauß, der Ministerpräsident Bayerns, der Agentur regelmäßig Staatsaufträge zukommen lässt, das sähe für viele Menschen nach Selbstbereicherung aus, denn er streicht ja jedes Jahr die «Contas»-Gewinnanteile ein. Er wünscht sich vor allem, dass Franz

Georg mit Schölls Hilfe ein erfolgreicher Manager in der Werbebranche wird.

Viele Sorgen also, sogar im Urlaub. Und auch gesundheitlich geht es ihm in Frankreich nicht gut. Die Zuckerkrankheit plagt ihn zwar schon seit Jahren, ebenso der Bluthochdruck, aber jetzt hat er außerdem oft «heftige Schmerzen in der Brust und ein Drücken und Ziehen im Rücken», wie Tochter Monika später erzählt. Manchmal macht er «einen abwesenden, in sich gekehrten Eindruck».

Ende August, an einem sehr heißen Tag, trifft er sich mit einem alten Freund, dem Comte de Marenches, dem ehemaligen Chef des französischen Geheimdienstes. Da geht es um viele alte Geschichten, das macht ihm Spaß; nur der Fisch in Aspik, den der Comte auftischen lässt, bekommt ihm nicht. Ist es wirklich Fischvergiftung?

Die Symptome sind jedenfalls so gravierend, dass Monika einen anderen alten Freund des Vaters anruft, den Nürnberger Industriellen Karl Diehl. Der schickt sofort seinen Jet, der den Ministerpräsidenten am 2. September nach München bringt. Valentin Argirov, sein Leibarzt, checkt ihn in seiner Starnberger Privatklinik gründlich durch und setzt ihn auf strenge Diät, was freilich für Strauß weiter nichts bedeutet als eine freundschaftliche Ermahnung. Das ist nichts, was einen Patienten wie Strauß beeindruckt, und so lebt er einfach in demselben Stil weiter.

Immer schon hat er sich und seinem Körper zu viel zugemutet, zu viel Essen, zu viel Alkohol, zu viel Arbeit. Seit dem Tod Mariannes vor vier Jahren kommt die Rastlosigkeit hinzu. Die Rastlosigkeit als Programm, vielleicht als Flucht? Als dauernde Suche?

Strauß, der früher gerne einen freien Abend lesend verbrachte, ist plötzlich ein Mitglied des internationalen Jet-Set geworden, erst recht mit der schönen Renate an seiner Seite. Opernball in Wien, dann gleich zum Karneval in Venedig oder auf einen Abend ins «Dodicì Apostoli» in Verona, am Wochenende mal schnell zum Essen mit den Thyssens in deren maurischem Stadtpalast in Marrakesch – «die Maschinen standen ja sowieso bereit», sagt Renate Piller dreizehn Jahre später. Wenn Strauß nicht den Jet benutzt, setzt er sich in seinen BMW – den hat er frisieren lassen – und rast über die bayerischen

Landstraßen, ganz ohne Begleitschutz, er hat jetzt immer seine kleine Smith & Wesson dabei. Er lässt sich zu Festen einladen, zu Jagdausflügen. Er trifft die immer gleichen Leute, die Reichen und Einflussreichen aus der Münchner Schickeria, die ihn umschwärmen und die er in Wahrheit nicht besonders mag. Suche nach was, Flucht wovor?

Der letzte Monat seines Lebens. Nachdem Argirov ihn auf Diät setzt, fährt Strauß auf den Praschberghof seines Freundes Franz Dannecker; ein Wochenende mit Renate. Dann, am 5. September, wird mit großer Freundesschar in seinen 73. Geburtstag hineingefeiert, diesmal im «Bogenhauser Hof», wo es wieder sehr spät wird. Anderntags die offizielle Geburtstagsfeier mit Partei- und Regierungsfreunden und allem, was in Bayern Rang und Namen hat, im Wildbad Kreuth. Denn er ist der Ministerpräsident. Er ist sogar mehr als das: ein Monarch, ein bayerischer Fürst, der «Nachfolger der Wittelsbacher», wie er scherzt.

Dann muss das Oktoberfest eröffnet werden, ebenso die Korbwarenmesse in Lichtenfels. Er leitet die Kabinettsitzungen der bayrischen Regierung, empfängt ausländische Delegationen, weiht neue Fabrikanlagen ein. Er will, dass Bayern, das alte Agrarland, sich in ein Hightech-Land verwandelt. Auch deshalb besucht er dauernd private und offizielle Feiern von Unternehmern und Wirtschaftsbossen.

Einmal fliegt er nach Rhodos zu einer langweiligen Konferenz der konservativen Parteien Europas; das bringt Flugstunden, die er als Jetpilot sammeln muss. Auf dem Rückflug legt er den Zwischenstopp bei seinem bulgarischen Jagdkameraden Schiwkoff ein, um den Sechzehnender zu erlegen. Die Sensation und das Privileg, töten zu dürfen, der sinnliche Kick. Als Historiker weiß er, dass dieses Recht früher nur den Mitgliedern des Adels vorbehalten war, und genau deshalb beansprucht er es jetzt für sich. Das Jagen ist aber auch einer seiner tief sitzenden Instinkte: die Jagd nicht nur auf Wild, sondern auf alles, was die Sinne anregt und den Genuss steigert, Jagd auf Erfolg, Frauen, Anerkennung, Geld.

In den Tagen nach dem Beinaheabsturz aus zehntausend Metern Höhe ist ihm manchmal «etwas unwohl», wie er sagt. Einmal erklärt er der besorgten Renate, er wolle endlich mal früh ins Bett gehen. Statt-

dessen schleicht er sich davon und trifft auf der Wies'n seinen Leibarzt Argirov. Ausgerechnet. Ein Foto in der Morgenzeitung beweist es, und die beiden Männer auf dem Bild, mit den großen Maßkrügen in der Hand, machen nicht den Eindruck, als seien sie mitten in einer ärztlichen Visite. Am Samstag, dem 1. Oktober, vormittags, trifft er sich abermals auf der Wies'n zum Bier, diesmal mit dem Bonner Verteidigungsminister Rupert Scholz, einem seiner Amtsnachfolger. Mal hören, wie's in der Truppe so geht, Kontakt halten, immerhin war Franz Josef Strauß sozusagen der Schöpfer der Bundeswehr – gegen seine mächtigen Feinde damals.

Dann steht auch schon der Wagen bereit, der ihn zum Helikopter-Landeplatz bringt. Ein kurzer Flug ins Regensburger Wildgehege, wo die Jagdfreunde des Fürsten von Thurn und Taxis mit ihm auf die Jagd gehen wollen. Abends will er wieder «daheim» sein, hat er Renate Piller beim Abschied gesagt, daheim, wo immer das sein mag, bei ihm, bei ihr, bei Freunden, in der Kneipe. Der Fürst begrüßt ihn freundschaftlich, Strauß zieht sein Jagdgewand an und besteigt einen Kleinbus, der ihn zur Hirschhatz bringen soll. Da sagt er zum Fahrer: «Halt. Der Flug war ein bissel anstrengend, warten S' noch.»

Er bricht zusammen und verliert das Bewusstsein. Ein Rettungshubschrauber fliegt ihn in das Regensburger «Krankenhaus der Barmherzigen Brüder», wo er sofort operiert wird. Doch alle ärztlichen Bemühungen sind vergebens. Zwei Tage später, am Montag, dem 3. Oktober 1988, gegen Mittag, stirbt Franz Josef Strauß im Alter von 73 Jahren an einem akuten Herz-Kreislauf-Versagen.

Der Bayerische Rundfunk unterbricht sein Programm. Einen Augenblick stockt das Leben in München. Die Taxifahrer heften schwarze Trauerflore an ihre Fahrzeuge. Bundesinnenminister Friedrich Zimmermann, sein alter Gefährte, ordnet an, im ganzen Land halbmast zu flaggen. Extrablätter werden ausgerufen. «Der Titan ist tot», schreibt die Münchner «Abendzeitung», «das Urgestein, der Vollblutpolitiker, der Machtmensch, Bayerns Monarch. Einer wie er wird nie mehr auf Bayerns Thron sitzen.»

Der Leichnam wird von Regensburg nach München überführt. Auf den Brücken, an den Parkplätzen und Raststätten der ganzen

Autobahnstrecke stehen Tausende von trauernden Menschen, viele von ihnen mit brennenden Kerzen in der Hand. Strauß wird im Prinz-Carl-Palais aufgebahrt. Bundeswehr, Polizei und Gebirgsschützen halten Ehrenwache. Bayern nimmt von seinem Ministerpräsidenten Abschied wie von einem König.

Seit hundert Jahren, seit dem Tod des «Märchenkönigs» Ludwig II. im Jahre 1886, hat München nicht mehr ein solches pompöses Beigräbnis erlebt: Trauersitzung im Maximilianeum, Staatsakt in der Residenz, Pontifikalrequiem des Kardinals im Liebfrauendom. Joseph Kardinal Ratzinger sagt in seiner Predigt: «Er hat wie eine Eiche gelebt. Und er wurde wie eine Eiche gefällt.» Rudolf Augstein fasst alle Spannungen und Brüche, alle Fehler und Mängel, alle Schmerzen, Erfolge und Abstürze dieses Lebens zusammen und schreibt: «Ich glaube, dass er sein Leben gut gelebt hat.»

Und schließlich, am 7. Oktober 1988, die große öffentliche Trauerfeier auf den Straßen der Stadt: Zehntausende stehen am Straßenrand, das Fernsehen zeigt in Großaufnahme viele Menschen, die hemmungslos schluchzen, sich in den Armen liegen. Sechs Pferde, mit schwarzen Tüchern behängt, ziehen die Lafette über die Münchner Boulevards.

Hinter dem mit der Landesfahne bedeckten Sarg geht die Familie: die Tochter Monika mit ihrem Mann, die beiden Söhne Max und Franz Georg, die 81-jährige Schwester des Verstorbenen, Maria Strauß. Renate Piller, die letzte große Liebe des Franz Josef Strauß, gehört jetzt nicht mehr zur Familie und ist hier vorne nicht erwünscht. Hinter der Familie gehen zweitausend Ehrengäste aus aller Welt, Präsidenten, Kanzler, Parteivorsitzende, der Kardinal mit elf Bischöfen, Ministerpräsidenten, Generäle, Bankiers, Aufsichtsratsvorsitzende, Adelige, Operndirektoren, Fernsehintendanten, Volksschauspieler. Dann die Abgesandten von 800 bayerischen Vereinen in Tracht und mit Fahnen, 1200 Tiroler Gebirgsschützen mit Säbeln und Vorderladern.

Der Trauerzug zieht vorbei an der Schellingstraße, wo Strauß seine Kindheit verbrachte, an der Ludwigskirche, wo er getauft wurde, an der Universität, wo er alte Sprachen studiert hatte. Dann erreicht er das schwarz verhüllte Siegestor, gerade als es dunkel wird. Dumpfe

Trommelwirbel, Ehrenformationen der Bundeswehr. Eine einzelne Frau schluchzt laut auf. Friedrich Zimmermann zieht in diesem Moment unwillkürlich eine Bilanz dieses Lebens: «Er war ein Genie. Und er ist gescheitert», so erinnert sich Zimmermann.

Dann ziehen die sechs schwarzen Pferde die Lafette durch das Siegestor und verschwinden hinter einem riesigen schwarzen Trauerflor. Strauß hat seine Stadt, München, verlassen. Der Sarg wird nach Rott am Inn überführt und dort, in der Familiengruft, neben seiner Frau Marianne beigesetzt.

Wie sein ganzes politisches Leben hindurch, so ist Strauß auch im Tod noch umstritten. An mehreren Orten in der Stadt versammeln sich Strauß-Gegner. Da sie schlecht gegen einen Verstorbenen demonstrieren können, protestieren sie gegen die Teilnahme des südafrikanischen Apartheids-Präsidenten, des Strauß-Freundes Botha, an der Trauerfeier. Die Polizei muss einschreiten. Die Demonstrationen zeigen noch einmal die Missverständnisse, an denen Strauß durch seine Doppeldeutigkeit und seine elitäre Neigung zur Geheimdiplomatie selbst schuld ist: In diesem Fall wird Nelson Mandela nach seiner Freilassung aus dem südafrikanischen Kerker erklären, er habe dies auch Franz Josef Strauß und seiner Intervention bei Botha und anderen zu verdanken. Wer hätte es wissen sollen?

Weder sein Land, Bayern, noch seine Partei, die CSU, noch gar seine Familie konnten sich aus dem magischen Bann lösen, der von Strauß auch nach seinem Tod lange Zeit ausging. Seine Nachfolger als Ministerpräsidenten hatten mit seinem Erbe große Probleme, Streibl stürzte, Stoiber musste sich von seinem Übervater Strauß schmerhaft abnabeln.

Für die Strauß-Kinder war der große Name nicht nur ein Segen. «Der Name öffnet alle Türen», erkannte Max, «aber reingehen müssen wir dann selbst.» Das genau war das Problem: Nun war der Vater nicht mehr da, um sie zu beschützen und die Dinge zu richten. Die Regeln des Ancien Régime waren mit dem Tod des Königs ungültig geworden, wer sie gelernt hatte, musste sich plötzlich verloren fühlen. Das Abenteuer war vorbei. Mit dem Einzug einer anderen politischen Kultur auch in Bayern hatten sie nicht gerechnet.

Die Geschichte der Familie Strauß ist noch nicht abgeschlossen. Sie ist viel komplexer und widersprüchlicher, als sie zumeist erzählt wurde. Eine Aufsteigerlegende, in der sich eine ganze Epoche spiegelt, mit ihrem Glanz, ihren Verrücktheiten, ihren Verbrechen, ihren Neurosen. Und in ihrem Mittelpunkt eine Figur von solch großem Format, dass sie alle Ängste und Sehnsüchte der Menschen, auch den Hass auf sich zog. Ein Politiker, der die Gesellschaft polarisierte: Für die einen war er der charismatische Heilsbringer, Beschützer der Unterdrückten. Für die anderen der affärengebeutelte und skrupellose Machtmensch, der über Leichen ging.

## *Kapitel I*

# DIE GLOCKEN DER REVOLUTION

## Aufstieg einer Familie

Niemand weiß, was den jungen Franz Josef Strauß bewog, seine Heimat, das Dorf Kemmathen an der Sulzach, zu verlassen und in die Landeshauptstadt zu ziehen, nach München. War es Ehrgeiz, Aufstiegswillke? Oder Abenteuerlust? Seit neun Generationen waren die Strauß Müller gewesen, die Söhne wie die Väter. Niemals hatte sich einer der Vorfahren weiter als eine Tagesreise vom Geburtsort entfernt. Aber Franz Josef Strauß ist anders, er hat einen Traum. Wie magisch wird er vom Glanz der großen Stadt angezogen. Das 20. Jahrhundert hat gerade begonnen, alles scheint verheißungsvoll für einen entschlossenen jungen Mann, der an die Zukunft glaubt und zu arbeiten versteht.

Zunächst lernt er das ehrbare Metzgerhandwerk. Dann geht er nach München und besteht seine Meisterprüfung – mit einer Note, die später für seinen Sohn zur verbindlichen Norm wird: sehr gut. 1904, er ist knapp 29 Jahre alt, mietet er sich in Schwabing, Schellingstraße 49, ein Ladenlokal und macht sich als Metzgermeister selbstständig. Ein Foto zeigt einen schmalen, nicht sehr großen Mann mit dunklem Haupthaar und einem Schnurrbart, der wie ein typischer kaiserlicher Unteroffizier oder ein Wachtmeister aussieht. Stramm steht er im exotischen Dekor des Fotografenstudios und schaut gerade und seriös in die Kamera. Zwei Jahre später, im Oktober 1906, verleiht ihm der Münchner Magistrat das Heimatrecht in der Landeshauptstadt. Er ist angekommen.

Und bald lernt er eine junge Frau mit einiger Lebenserfahrung kennen, von der er glaubt, dass sie zu ihm passt: Walburga Schießl ist

knapp 28 Jahre alt, sie wuchs als Tochter eines Kleinbauern in Unterwendling auf, einem Weiler im niederbayerischen Landkreis Kelheim. Michael Schießl war nicht immer Bauer gewesen, er hatte sich das Geld für den kleinen Hof zusammensparen müssen, unter Einsatz seines Lebens. Sieben Jahre lang diente er als Soldat seinem Landesherrn, dem bayerischen König, unter anderem gegen die Preußen, 1866 bei Königgrätz. Dann zählte er hoffnungsvoll sein Geld, aber es war nicht genug. Also verpflichtete er sich für sieben weitere Jahre, diesmal anstelle eines reichen Bauernsohns, der dadurch frei blieb. Jetzt kämpfte er auch für das gerade entstehende deutsche Kaiserreich, 1870 in Frankreich.

Er fühlte sich nur als Bayer, nicht als Preuße oder als Deutscher, als Nationalist. Er hatte keinen Hass auf die Franzosen, er tat nur seine Pflicht als Soldat, eine bezahlte Arbeit, das war alles. Seinem Enkel Franz, der fünfzig Jahre später gelegentlich in Unterwendling die Ferien verbrachte, sagte der alte Soldat: «Woaßt, Bua, d'Franzosen san schlimm, aber no schlimmer san d'Preißen!» Nach vierzehn Jahren Dienst und zwei großen Kriegen reichte es für einen kleinen Hof von sechs Tagewerken, mit zwei, drei Kühen, ein paar Schweinen und Ziegen. Er fand eine Frau, die sein Schicksal teilte, Katharina Engl. Sie bekamen fünf Kinder, allesamt Mädchen. Eine von ihnen war Walburga, die Mutter des Politikers Franz Josef Strauß.

Das Mädchen, ohne Erbanspruch, wurde wie damals üblich zur Arbeit «abgegeben» an bürgerliche Familien, als Magd oder Hausmädchen in verschiedenen Häusern in Kelheim. Auch Walburga träumte von der großen Stadt, von etwas Sicherheit und Wohlstand, von Freiheit vielleicht. Irgendwann nach der Jahrhundertwende kam sie nach Schwabing, als Köchin in einem bürgerlichen Hause, wo sie bald den ehrgeizigen jungen Metzgermeister kennen lernte. Gott sei Dank hatte sie nicht nur die «gutbürgerliche Küche» gelernt: «Sie verstand es, aus wenig viel zu machen», erinnert sich ihr Sohn später. «Die verkochte Brotsuppe, die es immer wieder gab, ist mir in angenehmster Erinnerung. Nachtisch oder Obst waren bei uns zu Hause unbekannt.» Walburga, die Köchin, und Franz Josef, der junge Metzgermeister, heiraten im November 1906 in St. Ludwig, jener Kirche, in

der sie später auch ihre Kinder Maria und Franz Josef taufen lassen werden.

Die Maxvorstadt, in der die beiden Wohnung und Laden mieten, ist kein Armeleuteviertel, im Gegenteil: Von der Altstadt im Süden bis hinauf nach Schwabing, vom Englischen Garten im Osten bis nach Neuhausen im Westen ist die Maxvorstadt ein Beispiel für enorm fortschrittlichen Städtebau im 19. Jahrhundert. Damals, nach den Napoleonischen Kriegen und den niedergeschlagenen Revolutionen (für die Strauß junior schon als Schüler eine Art Fachmann wird), standen die europäischen Monarchien unter großem Legitimationsdruck, das Gottesgnadentum hatte längst ausgespielt. Der bayerische König Ludwig I. und sein Sohn Max II. wollten mit ihrer Vorstadt eine ganz neue Idee der Stadt verwirklichen, als sichtbaren Ausdruck des rationalistischen Denkens aufgeklärter Monarchen: Die Straßen waren im präzisen Schachbrettmuster angelegt, luftig und rechtwinklig, eine Neuheit in Süddeutschland (nur in Berlin baute Schinkel Ähnliches). Eine Baukastenstadt. Der Staat setzte den Rahmen: mit breiten Alleen, Kanalisation, Schulen, öffentlichen Prachtbauten, etwa der Türkenkaserne oder der Alten Pinakothek. Die Bürger mussten den Raum dazwischen füllen, mit Häusern, Läden, Werkstätten. Mit Leben.

Die längste Straße der Maxvorstadt ist die zwei Kilometer lange Schellingstraße; etwa in der Mitte, mit Bedacht gewählt, hat Strauß seine Metzgerei. Familien aller gesellschaftlichen Schichten leben hier nebeneinander, vom Großbürgertum bis zum Proletariat. Selbst die Hinterhofwohnung, die Familie Strauß bezieht, gilt Anfang des Jahrhunderts als sehr modern: Es gibt viel Licht, fließendes Wasser, auf jeder Etage ein Klo mit Wasserspülung. Strauß hat eine sorgfältige Entscheidung getroffen. Das Geschäft wird sich, so hofft er, mit dem ganzen Viertel weiterentwickeln, also glänzend.

Im Jahr nach der Heirat, 1907, wird das erste Kind geboren: Maria. Sie wird ein Leben lang unverheiratet bleiben und 1997, beinahe ein Jahrzehnt nach ihrem jüngeren Bruder, im Alter von 90 Jahren sterben. Maria ist sieben, da kommt – zu Kriegsbeginn – ein weiteres Strauß-Kind zur Welt, ebenfalls ein Mädchen, das aber nach wenigen Tagen stirbt.

Der Krieg scheint zunächst nur eine rasch vorübergehende Angelegenheit zu sein, die den Metzgermeister nicht viel angeht. Der Kaiser, das ist für ihn Berlin, Preußentum, das sind die Protestanten. Das interessiert ihn nicht. Zum Glück ist Strauß mit knapp vierzig auch schon viel zu alt, um noch eingezogen zu werden. An der Marne, in Lothringen und in Flandern wird aus dem Bewegungskrieg bald ein Stellungskrieg; in den Äckern von Verdun, an der Somme, überall hat man sich eingegraben. Davon zeugen in München einstweilen nur patriotische Schlagzeilen und Feldpostkarten; der Krieg ist noch weit weg.

Am 6. September 1915, einem Montag, genau am 40. Geburtstag des Vaters, wird in der Schellingstraße 49 endlich der Sohn geboren. Manche Strauß-Biographen vernehmen himmlische Zeichen bei der Geburt: «Morgens war der Himmel über München noch dicht bewölkt, dann aber kletterte das Thermometer von 9 auf 14 Grad, urplötzlich stieg der Luftdruck und ein sanfter Südwind riss die Wolkendecke auf. Zartweiße Föhn-Federn huschten plötzlich über den blitzblauen Himmel: Gerade noch pünktlich hatte er sich zur Geburt des kleinen Franz Josef in seinen Bayern-Farben herausgeputzt.» Jubiliert also der Himmel? Geben die Götter einen Wink? Keineswegs, denn es herrscht Nacht, als das Kind schließlich geboren wird, um 22.10 Uhr.

Sechs Tage später erfolgt der Eintrag ins Geburtsregister des zuständigen Standesamtes: Der Sohn des Metzgermeisters Franz Josef Strauß und seiner Ehefrau Walburga erhält denselben Namen wie sein Vater. Als Franz Josef wird er auch am 12. Oktober 1915 in der Kirche St. Ludwig getauft – so beweist ein Dokument des erzbischöflichen Matrikelamtes. Man müsste sich um derlei Details nicht kümmern, wenn sie nicht, wie beinahe alles im Leben von Strauß, in ein seltsames Zwielicht gezogen worden wären. Tatsächlich wurde er der Kürze halber nur «Franz» gerufen, von seinen Eltern, seinen Freunden, später auch von seiner Ehefrau. Und so gab es später Behauptungen von Strauß-Gegnern, Strauß habe sich einen falschen Doppelnamen zugelegt, um sich mit dem Glanz habsburgischer Kaiser zu schmücken. Erst nach dem Tod seines Vaters, 1948, wird Strauß

allmählich selbst den vollen Vornamen benutzen. Für seine Familie blieb er jedoch immer der «Franz».

Es ist eine rasante, schwierige Zeit. München wandelt sich schnell von einer behäbigen Residenzstadt zur industriellen Metropole, mit allen sozialen Spannungen. Am Ende des Krieges entlädt sich dies in Chaos und Gewalt, als Bayern Freistaat wird, Räterepublik. Die Novemberrevolution 1918 beseitigt in München wie in Berlin und Wien die konstitutionelle Monarchie – die Herrschaft der Wittelsbacher, Hohenzollern und Habsburger. Der Sturz der Monarchie, die Proklamation der Republik, der Einzug der Reichswehr (der «weißen Truppen») im Mai 1919, die gewaltsame Niederschlagung der Räterepublik, der Marsch der besieгten Revolutionäre zur Hinrichtung – das alles ist nicht als Ereignis, aber doch als Atmosphäre spürbar für den dreijährigen Franz, als Aufgeregtheit im Ton der Erwachsenen.

Strauß schreibt später, «dass mir – wahrscheinlich mehr in der Tiefe des Unbewussten – aus dem Alter von drei Jahren etwas unvergessen geblieben ist, nämlich das stürmische Läuten der Münchener Kirchenglocken», die den Ausbruch der «Roten Revolution» verkündeten, das Ende der Monarchie, den Untergang der alten Welt in München. Er liegt in seinem Bett im Schlafzimmer der Eltern, und von überall her läuten die Glocken, die Mutter kommt herein, um den Jungen zu beruhigen. Haben die Tage der Räterevolution bei verschreckten Bürgerfamilien, aber auch im Hause Strauß, solche Angst erzeugt, dass sich dies sogar den Kindern eingeprägt hat? Vater Strauß als frommer Katholik und Landwehrmann war über den Sieg der «Roten» jedenfalls entsetzt.

Später, am Ende der Weimarer Republik, gehört es für seinen Sohn zum Unterrichtsstoff: dass Kurt Eisner, der Publizist und Agitator, der im Weltkrieg zum Pazifisten geworden war, in München die Republik ausrief, den republikanischen «Freistaat Bayern» – ebenso wie Philipp Scheidemann in Berlin die Republik. Eisner war Ministerpräsident einer Regierung aus SPD und USPD, während die Verhältnisse immer chaotischer wurden. Nur drei Monate später, am 21. Februar 1919, als er gerade auf dem Weg zum Landtag war, um zurückzutrete-

ten, wurde er von einem jungen, nationalistisch gesinnten Studenten erschossen, dem 21-jährigen Grafen von Arco.

Strauß wird später Gelegenheit haben, noch einmal über diese Ereignisse nachzudenken, denn sie spielen in die Familiengeschichte der Zwicknagl, der Familie seiner Frau Marianne, hinein. Mariannes Großvater hatte 1919 als Amtsarzt und Psychiater über den Attentäter ein medizinisches Gutachten zu erstellen. Graf Arco übrigens, 1924 zur gleichen Zeit wie Hitler in Festungshaft, wurde einer der Helden der nationalsozialistischen Bewegung.

Im letzten Jahr seines Lebens, als sich Franz Josef Strauß in Renate Piller verliebt hatte und, wie jeder Liebende, gern von sich erzählte, malte er sich seine ferne Kindheit als eine rosige Epoche aus: «Ich habe noch ein sehr gutes Gedächtnis, das viele Einzelheiten festhält. Meine Kindheit steht mir noch lebhaft vor Augen. Sie war schön. Ich hatte ein strenges, aber auch liebevolles Elternhaus.»

Im Rückblick war es für Strauß ein Leben «in einem Hinterhof in einfachsten Verhältnissen: eine Wohnküche, ein Schlafzimmer für die Eltern gemeinsam mit dem Sohn, eine kleine Kammer für Maria.» Die Eltern sind fromm und fleißig, ihr Arbeitstag dauert meistens vierzehn Stunden, außer am Samstag, wenn nachmittags das Geschäft geschlossen und gründlich sauber gemacht ist. Am Sonntag geht die Familie gemeinsam in die St. Ludwigs-Kirche, das ist in der Nachbarschaft so Sitte. Der Metzgermeister kehrt anschließend zum Frühschoppen in den Schelling-Salon ein, während Walburga das Sonntagsmahl kocht, oder er geht auf eine Versammlung der «Bayerischen Volkspartei», deren Mitglied er ist. 1931 zieht die Familie zwei Häuser weiter in eine etwas größere Wohnung. Damit wird Franz drei Jahre vor dem Abitur endlich ein eigenes Zimmer haben.

Metzgermeister Strauß schlachtet nicht selbst. Frühmorgens, gegen sechs Uhr, zieht er mit seinem Metzgerkarren los zum Schlachthof, lädt sein Fleisch ein und zieht den vollen Wagen zurück – ein Weg von gut einer Stunde. Franz begleitet ihn oft. Auf dem Hinweg darf er, solange er noch klein ist, oben auf dem Handwagen sitzen, zurück muss er laufen oder, später, den Karren auch ziehen. Der Schlachthof ist eine eindrucksvolle Welt für sich: der Geruch des Blutes, die toten

Tiere, der Lärm, die riesigen Kerle, die die Rinderhälften aufladen. Es ist vollkommen klar, dass der Bub in die Fußstapfen des Vaters treten und Metzger werden wird.

Vater Strauß lässt sich in jener Zeit zusammen mit dem kleinen Sohn fotografieren, ein Bild wie für die Ahnengalerie, oder das Gründungsfoto einer gediegenen Firmengeschichte: der Vater frisch gekämmt, den Schnurrbart – der jetzt auch mehr an Maximilian II. erinnert, den König – sorgfältig gewichst, angetan mit Sakk, Krawatte und Weste, die goldene Uhr am Kettchen in der dafür vorgesehen Tasche. Er ist Mitte vierzig und hat immer noch denselben offenen Blick; das Leben hat ihn vielleicht gezeichnet, aber nicht unterkriegt. Den rechten Arm hat er um seinen vierjährigen Sohn gelegt – eine damals eher seltene zärtliche Geste zwischen Vätern und Söhnen. Der kleine Franz ist zu dieser Zeit noch strohblond. Die gewisse Feierlichkeit, mit welcher der Junge, wie alle Kinder der Epoche, in die Linse des Fotografen schaut, gibt ihm die beflissene Aura eines Juniors, eines Nachfolgers: Zwei Generationen treten zur Momentaufnahme an. So mag der Vater das Bild gesehen haben.

Vermutlich ließ Vater Strauß die Fotos in einem Atelier ganz in der Nähe machen, das eigentlich alle Bewohner des Viertels aufsuchten: beim Fotografen Heinrich Hoffmann, Schellingstraße 50, also gegenüber vom Metzgerladen. Ein paar Jahre später wird man ihn den «Leibfotografen des Führers» nennen. Im April 1920 ist Hoffmann, 35 Jahre alt, gerade dabei, sich der Deutschen Arbeiterpartei (DAP) anzuschließen, einem der vielen politischen Grüppchen Schwabings; es wird sich unter Adolf Hitlers Einfluss bald NSDAP nennen. Hoffmann übernimmt Anfang der zwanziger Jahre auch den Vertrieb der antisemitischen Zeitschrift «Auf gut deutsch», mit deren Herausgeber Dietrich Eckart er befreundet ist. Die Schrift liegt im Atelier aus. Eckart wiederum leitet den «Völkischen Beobachter», der im Nachbarhaus der Metzgerei Strauß hergestellt wird – in derselben Druckerei, die ein paar Jahre später den Millionen-Seller «Mein Kampf» drucken wird.

Das andere Schwabing, jenes der Literaten, Künstler und Lebenskünstler gleich nebenan, ist eine Parallelwelt, für die Familie Strauß

sich nicht interessiert. Zweihundert Meter vom «Strauß» entfernt, in der Türkenstraße, liegt das Stammlokal der meisten Schauspieler, Maler und Journalisten, der «Simpl», benannt nach der Satire-Zeitschrift «Simplicissimus». Zwischen den Künstlern und Bohemiens und dem Kleinbürgertum gibt es so gut wie keine Berührung. Kunst und Kunstgenuss spielen im Leben der Handwerkerfamilie Strauß keine Rolle, ebenso wenig die Literatur oder die Musik. Für Bücher hat man weder Geld noch Muße.

In Sichtweite vom Metzgerladen liegt das «Café Altschwabing», wo die feineren Herrschaften verkehren, zum Beispiel Thomas und Katia Mann. Eine Ecke weiter, im «Schelling-Salon», spielt ein ständig abgebrannter junger Dichter namens Bertolt Brecht mit seinen Freunden Billard. Manchmal, so um 1919 herum, sitzt an einem Ecktisch in derselben Kneipe ein junger österreichischer Kriegsheimkehrer, von dem man nicht recht weiß, was er macht; bald ersetzt er die abgerissene Uniform durch einen modischen Trenchcoat, er trägt einen Schlapphut und teure Schafstiefel. Oft hat er einen Schäferhund bei sich. Er fällt auf, weil er, wenn er nicht schweigt, mit schneidender Stimme die kuriosesten Ideen vorträgt.

Adolf Hitler zieht aber bald in die «Osteria Bavaria» um, zwei Ecken weiter, eine italienische Wirtschaft mit billigem Mittagstisch. Um diese Zeit nimmt Hitler für die Reichswehr mit großem Erfolg an einem Rednerkurs in der Universität teil; in seinen Notizen erörtert er zum ersten Mal die «Entfernung der Juden überhaupt». In der «Osteria» verkehrt auch der deftige, urbayerische Schriftsteller Oskar Maria Graf. Sie werden sich zugenickt haben, mindestens; man kannte sich. Ein Dutzend Jahre später wird aus dem einen der deutsche Reichskanzler und Führer einer großen Partei geworden sein, deren Anhänger missliebige Bücher verbrennen, auch die Bücher Brechts, nicht aber die des Oskar Maria Graf, der daraufhin in einem tollkühnen Artikel verlangen wird: Verbrennt mich auch!

Beim Fotografen Hoffmann im Atelier trifft sich die kommende Nazi-Prominenz, im schäbigen rückwärtigen Gebäude eines Hauses, über dessen Durchgang noch heute ein von der Vergänglichkeit angenagter Reichsadler prangt; einige Räume des Foto-Ateliers werden

in der frühen Zeit von der DAP als Hauptquartier benutzt: eine Art Vorläufer des «Braunen Hauses», wie die Parteizentrale der NSDAP später genannt werden wird. Der junge Heinrich Himmler geht hier ein und aus; auch Martin Bormann oder der berühmte Weltkriegsflieger Hermann Göring («Staffel Richthofen»). Oft holen sie aus der Metzgerei drüben «beim Strauß» frischen Leberkäs und die Spezialität des Hauses, Leberstreichwurst. Hitler selbst nicht: Der ist bereits Vegetarier. Strauß meint sich aber zu erinnern, dass er das Auto Hitlers öfter gesehen habe, einen Opel «Laubfrosch», mit dem Hitler vorfuhr. Die Kinder nannten den Wagen wegen seines gewölbten Hinterteils «Arschauto».

Einmal lässt sich Franz in kindlicher Unschuld für die Propaganda der Nazis einspannen. Am Eingang des «Völkischen Beobachters» werden bunte Flugblätter verteilt, interessant genug für den Sechsjährigen, sich das anzuschauen. Man drückt ihm, wie den anderen Jungen, einen Stapel Flugblätter in die Hand, er zieht los, um sie voller Stolz in der ganzen Schellingstraße zu verteilen. Eine Kundin des Metzgers verpetzt den Jungen beim Vater, der gibt dem kleinen Franz ein paar saftige Ohrfeigen, die sich ihm tief einbrennen: politische Belehrung von der unvergesslichen Art.

Die Männer beim Strauß gegenüber, für den Vater zuerst nur «Deppen» (später wird er sie «Verbrecher» nennen), sind die Protagonisten der Nazibewegung; man befreundet und versippt sich untereinander, man geht Geschäfte ein, man macht miteinander Karriere. Dank der privilegierten Beziehung zu Hitler wird Hoffmann rasch zum Großunternehmer und Millionär. Eine Hoffmann-Tochter heiratet den späteren Reichsjugendführer Baldur von Schirach. Ein Lehrmädchen von Hoffmann, Eva Braun, verliebt sich in den Führer dieser ganzen Bewegung; auch sie heiraten, wenn auch erst wenige Stunden vor ihrem gemeinsamen Tod, an einem hoffnungslosen kalten Apriltag im Führerbunker unter der Reichskanzlei in Berlin.

Anfang der zwanziger Jahre ist Heinrich Himmler oft beim Strauß im Laden. Der junge Mann kann sehr gewinnend sein, sogar charmant. Hauptberuflich ist er als Geflügelzüchter tätig, was nicht Vater Strauß, wohl aber Himmlers eigene Familie geradezu als Absturz in

eine verkrachte Existenz empfindet. Denn die Himmlers gehören zum alten, humanistisch gebildeten und kulturell verfeinerten Münchner Bürgertum; Heinrichs Vater, Gebhard Himmler, ist der Direktor des Wittelsbacher Gymnasiums, das zu jener Zeit auch von dem späteren Schriftsteller Alfred Andersch besucht wird: «Hinter der Maske eines feingeistigen, klassisch-humanistisch gebildeten Schulmanns, der Sokrates im Mund führt, verbirgt sich ein autoritätsbesessener, gefühlloser Pedant, dem es Genugtuung bereitet, seine Schüler und Lehrer in Angst und Schrecken zu versetzen», so wird sich Andersch, in seiner Geschichte «Der Vater eines Mörders», an ihn erinnern.

Sohn Heinrich Himmler, der Literatur- und Musikliebhaber, spätere «Reichsführer SS» und Organisator der «Endlösung», will – so lautet die Strauß-Familienlegende – den Metzgermeister schon sehr früh für die neue «Bewegung» gewinnen: «Wir kommen an die Macht, Strauß! Das hält niemand mehr auf, überlegen Sie mal», lässt Franz Josef Strauß in seinen «Erinnerungen» Himmler zum Vater sagen, «dann kriegen Sie Aufträge für Ihr Geschäft, dann sind Sie Ihre Existenzsorgen los.» Aber Vater Franz Josef Strauß will einen solchen Pakt nicht eingehen. Als guter Katholik und Monarchist hasst er die Nazis. Sie sind für ihn gottlose Fanatiker.

An einem regnerischen Novembertag 1923 steht der achtjährige Bub Franz Strauß mit etlichen Gefährten an einer Absperrkette und beobachtet, wie Beamte der Bayerischen Landespolizei, die «Grünen», versuchen, einen geheimnisvollen Aufruhr unter Kontrolle zu bringen, es fallen Schüsse. Ludendorff und Hitler unternehmen ihren Marsch auf die Feldherrnhalle, wagen den Staatsstreich. Das «Franzl» an der Absperrung weiß natürlich nicht, um was es geht. Doch auf dem Schulhof gibt es anschließend für die Buben ein neues Spiel, sie spielen Hitlerputsch, mit tagelangen Raufereien zwischen Gegnern und Anhängern des Aufrührers. Strauß schreibt: «Bereits nach der Niederschlagung des Hitlerputsches vom 9. Nov. 1923 wurde Hitler zum Inbegriff des politischen Hasses meiner Eltern.» Dieser Hass steigert sich noch, als gegen die gescheiterten Putschisten vergleichsweise milde Urteile gefällt werden und Hitler zu komfortabler Festungshaft in Landsberg verurteilt wird. «Mein Vater war empört dar-

über.» Wenn er später den Namen Hitler gehört habe, «schlug er das Kreuz, um den Dämon zu brechen».

«Ich habe damals als erster Deutscher Himmler einmal eine Sau geheißen», schreibt der Sohn in seinen «Erinnerungen». Wie das? Hat er ihn im Laden, beim Verkauf von Leberkäs, einmal beschimpft: «Herr Himmler, Sie sind eine Sau!»? Nein, Himmlers DKW, den er gegenüber parkte, war immer schmutzig, voller Dreck – nicht ungewöhnlich für einen Mann, der eine Hühnerfarm betreibt. «Da schrieb ich mit dem Finger einmal „Sau“ auf Scheiben und Karosserie.» Himmler habe sich «sehr geärgert», will Strauß beobachtet haben. Seinen Lebensweg als entschlossener Widerstandskämpfer, wie er sich selbst sah – hier lässt er ihn beginnen.

Trotz seiner ärmlichen Verhältnisse fühlte sich Vater Strauß einem besonderen Stand zugehörig, dem der Aufrechten im Lande, den Anhängern der «Bayerischen Volkspartei». Auch nach dem Sturz der Wittelsbacher war er königstreu geblieben, dazu katholisch und antipreußisch. In einem Interview mit Günter Gaus sagt sein Sohn 1964: «Mein Vater war das, was man einen geschworenen Gegner Hitlers nennt, und diese Einstellung hat sich schon früh auf mich übertragen ... Ich weiß nicht, wie meine politische Haltung gewesen wäre, wenn ich in einem anderen Milieu aufgewachsen wäre. Ich nehme aber als sicher an, dass ich einmal auf die gleiche Einstellung wie mein Vater gekommen wäre. Es ist nicht mein Verdienst, dass ich sie von vornherein hatte.»

Dass Franz Josef Strauß in der Zeit des «Dritten Reiches» niemals in Gefahr war, ein Anhänger der Nationalsozialisten zu werden, ist wohl seiner kindlichen Erfahrung geschuldet: Für ihn blieben die Nazi-Führer unauslöschlich diese «seltsamen Gestalten von gegenüber», die Männer, deretwegen es Ohrfeigen setzte, wenn man für sie Prospekte verteilte, die Männer mit den dicken Arschautos und schmutzigen SAU-Autos, bei deren Eintreten in den Metzgerladen sich die Stimmung schlagartig änderte, obwohl sie höflich grüßten; die im kalten Regen hinter der Polizei-Absperrung wie verrückt herumschrien und um sich schossen bei ihrem Putschversuch, die Protagonisten der Hitler-Spiele auf dem Schulhof, diese «Deppen», diese «Verbrecher».

Im Frühjahr 1922 war Franz eingeschult worden in die Volksschule an der Amalienstraße. Es scheint von Anfang an festzustehen, dass der Bub dort den Schulabschluss machen wird, um alsbald, mit vierzehn, eine Metzgerlehre zu beginnen. Dass der Junge intelligent und ungewöhnlich lernbegierig ist, merkt zuerst die Schwester, dann sehen es auch die Eltern. Sie stellen erstaunt fest, dass er im Alter von neun Jahren lateinische Wörter nachspricht. Stunden, Tage, Monate hatte er als eifriger Messdiener diesen Texten gelauscht. Niemand hier im Metzgerladen spricht Latein, aber man hat doch selbst Hunderte von Messen erlebt, und man findet jetzt, der Bub treffe die Aussprache recht genau, den Ton, den Klang, beinahe wie ein Priester. Niedlich. Voller Stolz führen die Eltern ihren Sohn eines Tages einem ihrer Kunden vor, einem Benediktinerpater, der beim Strauß regelmäßig eine kleine Fleischlieferung für das Ottilien-Kolleg abholt: «Geh, sag amol was auf Lateinisch, Bub!»

Der Pater ist beeindruckt. Genüsslich berichtet Franz Josef Strauß mehr als sechzig Jahre später in seinen «Erinnerungen» von dieser frühen Berufung zur Philologie und damit zu den höheren Dingen überhaupt: «Er gab mir ein lateinisches Lehrbuch, und damit habe ich im Alter von neun Jahren versucht, als Autodidakt Latein zu lernen, was ein mühsames Unterfangen war.» Was der Pater dem Jungen überlässt, ist ein altes Lehrbuch aus der ersten Klasse des Gymnasiums – nicht gerade zum Selbststudium geeignet. Doch mit dieser abgegriffenen Latein-Schwarze beginnt der unaufhaltsame, legendenhafte Aufstieg des Franz Josef Strauß.

Einem katholischen Pfarrer, der als Religionslehrer an der Volkschule Amalienstraße arbeitet, fällt die schnelle Auffassungsgabe des Jungen auf. Der Pfarrer empfiehlt den Eltern, ihn auf eine weiterführende Schule zu schicken, etwa auf die Gisela-Oberrealschule am Elisabethplatz in Schwabing. Nach einigem Zögern stimmt Vater Strauß dem Vorschlag zu. Realschule, warum nicht? Ein bisschen Bildung kann, wenn man damit nicht übertreibt, kaum schaden – auch nicht in der Geschäftswelt eines jungen Metzgermeisters.

Erst als zum dritten Mal ein Kirchenmann eingreift, ist es entschieden, dass der kleine Bub der Welt seiner Eltern vollständig ent-

wachsen würde. Sonst wäre aus ihm ein tüchtiger Schwabinger Metzgermeister geworden oder vielleicht ein international agierender Fleischgroßhändler (wie sein späterer Freund Josef März, der Fleisch aus Afrika an die DDR verkaufte). Franz ist kaum ein Jahr auf der Gisela-Oberrealschule, da tritt Monsignore Zellinger, ein bekannter Theologe und Münchner Universitätsprofessor, in sein Leben. Franz ministriert nämlich zu jener Zeit in der Kapelle des Max-Josef-Stifts, und Zellinger bemerkt sofort, dass der Junge «die schwierigsten lateinischen Messgebete flüssig, fehlerfrei und in der absolut richtigen Betonung» auswendig kann.

Zellinger soll von seinem Ministranten so beeindruckt gewesen sein, dass er ihm eine Zeit lang privaten Lateinunterricht erteilte. Bald spricht der Professor den Metzgermeister persönlich an, weist ihn auf die ungewöhnliche Begabung des Jungen hin und rät dem verblüfften Vater, den Sohn auf ein Gymnasium zu schicken – und zwar am besten gleich auf das renommierte Maximilians-Gymnasium. Zellinger spricht mit dem Schulleiter, Dr. Ernst Bodensteiner, und so wird Strauß, der inzwischen Elfjährige, ohne besondere Prüfung und mitten im Schuljahr in die Quinta aufgenommen – zunächst probeweise. Sein erster Schultag am «Max» ist der 28. April 1927. Der Sohn des Metzgers aus dem Dorf Kemmathen an der Sulzach besucht nun das Münchner Elite-Gymnasium, eine Schule, die sonst nur den Söhnen der Ärzte, Anwälte und höheren Regierungsbeamten vorbehalten ist.

Das Maximilians-Gymnasium ist eine ausgezeichnete Schule, ihre bekanntesten Schüler sind zweifellos Max Planck und Werner Heisenberg, beide weltberühmte Physiker. Während Planck sein Abitur bereits im Jahre 1874 abgelegt hatte (übrigens nur als Viertbester seiner Klasse), ist Heisenberg kaum 14 Jahre älter als Strauß. Er hat 1921 sein Abitur gemacht und steht, während Strauß dank Zellingers Eingreifen gerade ins «Max» eintritt, soeben als 25-jähriger Physiker im Begriff, die quantentheoretischen Thesen zu entwickeln, für die er 1932 den Nobelpreis erhalten wird. Am Max-Gymnasium jubelt man damals über diese Nachricht, auch der Schüler Franz Strauß ist begeistert. Genau 25 Jahre später wird Heisenberg dem Atomminister

Strauß ein paar anhaltende Probleme bereiten, wodurch die Begeisterung Strauß' für seinen ehemaligen Mitschüler merklich abkühlt.

Den lateinischen Spruch am Hauptgiebel kann sich der neue Schüler sofort übersetzen: *non scholae sed vitae discimus*, ein Satz, der in seinem Fall zutreffen wird. Durch den Besuch dieser Schule wird sich sein Leben ändern.

Auch das Max-Gymnasium ist eine Schöpfung König Maximilians II., der die Maxvorstadt konzipieren ließ. Innen, in den säuleneng-schmückten Gängen und Treppenhäusern, gibt es kolossale Fresken, zum Beispiel den «Fall von Troja», Darstellungen griechischer Philosophen, Marmorbüsten römischer Denker, auch christliche Heiligenstatuen.

Es ist eine Knabenschule. Nur «ganz ausnahmsweise» werden ab Ende der zwanziger Jahre auch Mädchen aufgenommen. Leonore von Tucher zum Beispiel, die 1929/30 das einzige Mädchen in Franzens Klasse ist. Am 10. April 1930 schreibt sein «Klaßleiter» Dietrich folgende aufschlussreiche Beobachtung unter die «Zensurliste» des 14-jährigen Franz Strauß: «Strauss hat sich heuer zum unbestrittenen Primus der Klasse emporgearbeitet, nicht zum wenigsten deshalb, weil durch ein neu eingetretenes Mädchen sein Ehrgeiz geweckt wurde.» Es ist die früheste Liebschaft des jungen Franz, von der wir wissen, eine heftige Schülerliebe. Ein einziges, überdies sehr attraktives Mädchen in einer Klasse von Jungen, das macht die Sache nicht leicht.

Die Bemerkung des Klassenlehrers schließt: «Er ist in den Sprachen ohne Zweifel sehr begabt.» Strauß schreibt später: «Mich zog an der Sprache Latein ihr geometrischer Aufbau und voller Klang an, lateinische Gedichte las ich immer viel lieber als deutsche.» Hinzu kommt als zweite Fremdsprache bald «das Griechische, das mich nicht weniger faszinierte. Obwohl ich unmusikalisch bin, rührte mich die Melodie der griechischen Sprache an, es war ein Verstehen, zu dem man keine Tonleitern beherrschen muss.» Diese Begeisterung für die alten Sprachen zeigt sich noch sechzig Jahre später, 1987, als er mit dem Eifer eines engagierten jungen Studienrates seine letzte Liebe, Renate Piller, in Latein unterrichtet und ihr kleine lateinische Liebes-Zettel schreibt. Wie damals vielleicht für Leonore, in der 3A.

Nach einiger Zeit entdeckt Strauß, dass er nicht nur mithalten kann, er kann die anderen sogar überflügeln. Er ist Klassenprimus – und bleibt es bis zum Ende der Schulzeit. Irgendwann, wahrscheinlich sehr früh, wird er begriffen haben, dass diese Schule seine Chance ist, dem Hinterhof zu entwachsen, der Metzgerei zu entkommen, aufzusteigen in die Schicht seiner Klassenkameraden. Zum ersten Mal kann er sich vorstellen, etwas anderes zu werden als Metzger. In einem Fernsehinterview sagt er 1967: «Ich [musste] einmal in der 5. Klasse des Gymnasiums einen Vortrag über die Napoleonischen Kriege und bestimmte Feldzüge halten [...]. Da hat mein Ordinarius, der Klassenlehrer, gemeint, dass ich alle Voraussetzungen hätte, um mal General zu werden. Das erschien damals als ein noch höheres Ziel – als es heute auch noch ist.»

Aber General, also Berufssoldat zu werden, das ist nicht nach seinem Geschmack; er verabscheut Uniformen. Und außerdem ist er jetzt, da er gefordert wird, hellwach; seine wissenschaftlichen und historischen Interessen sind geweckt, eine endlose Welt des Wissens tut sich auf. Er kann sich vorstellen, einmal einer von denen zu werden, die ihm diese Welt vermitteln: Lehrer. Lateinlehrer oder Geschichtslehrer. Der Vater mag den Kopf geschüttelt haben.

Hinter den andauernd guten Leistungen in der Schule stecken aber nicht nur Intelligenz und Ehrgeiz, sondern auch ganz handfeste Interessen. Gerade in seinen ersten Jahren am «Max» wird der Besuch dieser Anstalt laufend teurer; das Schulgeld steigt von 45 Mark im Jahre 1926 auf 90 Mark, dann auf 140 und schließlich, im Jahre 1931, auf 200 Mark. Selbst Direktor Dr. Bodensteiner sieht «die Gefahr einer Standesschule» (was das «Max» in Wahrheit von Anfang an gewesen ist). Franz weiß, dass die Familie wegen seiner ausgezeichneten Leistungen stets nur einen Bruchteil des üblichen Schulgeldes zu zahlen hat; der Rest wird erlassen. Aber er weiß auch, dass sein Vater den Sohn bei nachlassenden Leistungen und damit steigendem Schulgeld jederzeit von der Schule nehmen kann: Der direkte Weg in die Metzgerlehre bleibt lange offen.

Es ist nicht nur die Drohgebärde eines Mannes, der seinen Sohn auf Abwegen sieht. Vater Franz Josef Strauß und seine Frau Wal-

burga, die nie viel Geld hatten, müssen in diesen Jahren sehr genau rechnen. Die Inflation vernichtet die Ersparnisse ihrer Kunden, und in der allgemeinen wirtschaftlichen Not gerät der Metzgerladen an den Rand des Ruins. Es fügt sich gut, dass die inzwischen 22-jährige Maria, nach dem Besuch der Handelsschule, gerade eine kaufmännische Ausbildung abgeschlossen hat (mit glänzenden Noten, wie es die Familie erwartet). Sie findet mitten in der Krisenzeit, Ende der zwanziger Jahre, eine gut bezahlte Stellung als kaufmännische Angestellte. Maria überlässt ihr ganzes Gehalt den Eltern – und rettet damit nicht nur das elterliche Geschäft, sie sichert auch den Schulbesuch ihres Bruders.

Welcher Dünkel damals auch am Max-Gymnasium herrschte, das zeigt die Notiz eines Klassenlehrers unter einem Strauß-Zeugnis, in der die privaten Verhältnisse der Familie geschildert werden: Er gehöre, heißt es zunächst, zu den führenden Schülern der Klasse. Und das sei sehr anzuerkennen – umso mehr, «als das Milieu, aus dem er stammt, wie es scheint, sehr einfach, zumindest aber völlig ungeistig ist».

Es ist nicht bekannt, wie der Schulmeister – er hieß Dietrich – zu seinem Urteil über die Familie Strauß kam, die er gar nicht kannte. Das Dokument vermerkt: «Mit dem Elternhaus bestand keine Verbindung.» Es ist auch nicht überliefert, wie der Satz in der Familie Strauß einschlug an jenem Tag, an dem Franz mit dem Zeugnis nach Hause kam. Franz Josef Strauß sagt in seinen «Erinnerungen» zu diesen Kränkungen kein Wort.

Strauß schreibt dort, es habe nach dem Wechsel aufs Gymnasium zwischen ihm und seinen Eltern «keinerlei Entfremdung» gegeben. Noch später betont er, durch den Besuch des Max-Gymnasiums keineswegs «ins Bildungsbürgertum aufgestiegen zu sein». Und doch stellt er fest, «die von den Eltern vermittelte und repräsentierte katholisch-konservative Richtung ist in der Schule durch eine bürgerlich-liberale Richtung ergänzt worden». Es sind aber nicht nur Ergänzungen, sondern heftige Brüche, die der junge Franz zu bewältigen hat.

Erst der alte Strauß sieht klarer: «Es sind die nicht ohne weiteres

zu erklärenden Antinomien, die den Menschen ausmachen und mit denen man leben muss. Man gehört vielen Welten an, deren Gegensätze man in sich verbindet, und bezahlt das damit, dass man keiner dieser Welten ganz angehört.» Strauß, der Max-Schüler, hat die alte Welt verlassen und wird in der neuen niemals vollkommen heimisch werden.

Er muss sich in einem ganz anderen, neuen Milieu behaupten – ein Leben in zwei einander fremden Welten, deren Gegensätze man «in sich verbindet». Welche Beweglichkeit wird einem Kind abverlangt, wenn es in beiden Milieus zurechtkommen und keines gegen das andere ausspielen oder verraten darf? Treibt dies zu Höchstleistungen an? Bei Franz Josef Strauß, dem Politiker, hat man oft von seinem «Doppelcharakter» gesprochen: Schöngest und Rabauke, Gelehrter und Bierzelt-Demagoge, Löwe und Papiertiger. Er konnte sich, wie Peter Glotz einmal feststellte, «mit den Herrschenden verbinden und zugleich mit den Beherrschten rebellieren». Vieles, nicht alles, lässt sich auf die «doppelte Bildungsschicht» zurückführen – wie übrigens auch bei einem anderen bedeutenden Politiker seiner Zeit, Willy Brandt. Brandt kam aus der geschlossenen Welt des Lübecker Proletariats, mit einer bereits tief verinnerlichten sozialistisch geprägten Kultur, als besonders begabter Junge mit einem Stipendium auf das hochbürgerliche Lübecker Johanneum, das dem Maximilians-Gymnasium als Eliteschule nicht unähnlich war. Die enorme spätere Breitenwirkung beider Politiker, ihre rhetorischen Mittel, ihre Begabung, alle geistigen und sozialen Schichten zu faszinieren, ist größtenteils auch auf diese biographische Erfahrung zurückzuführen, auf ihre doppelte Bildungsschicht.

Es gibt auch kleine Fluchten. Als er dreizehn wird, 1929, erfüllen ihm die Eltern mit Marias Hilfe einen Herzenswunsch: Sie schenken ihm ein Fahrrad. Es ist ein sportlicher Flitzer der Marke «Mercedes». Ein Fahrrad erschließt damals einem Jungen die Welt. Franz will auch hier der Beste werden, der Schnellste, und er bringt es bald auf ein Tagespensum von 200 Kilometern. Er wird Mitglied beim Münchner Radsport-Club «RC Amor», wo sich gut siebzig Jahre später der Alterspräsident Hans Christoph gut an ihn erinnert: «Der Franz war ein

großer Spurter, ein Spurtsieger.» Der Franz kann ein Rennen noch auf den letzten Metern für sich entscheiden.

Im Jahr vor dem Abitur, 1934, gewinnt Strauß mit dem RC Amor die süddeutsche Straßenmeisterschaft, er fährt die 210 km lange Bergtour in fünf Stunden und 56 Minuten. Strauß, der Radrennfahrer: Die Fotos zeigen einen schmalen, gut durchtrainierten Jungen im Vereinstrikot, der ganz in der Mannschaft aufgeht.

Franz fährt aber auch endlos lange Touren, am Wochenende zum Beispiel einmal die neue Großglockner-Hochalpenstraße hinauf, als Wette, ohne abzusteigen. Damit kann er Leonore von Tucher beeindrucken. Der Primus als Sportskanone. Oder eine enorme Reise von München an den Bodensee und wieder zurück, an einem Tag. Einmal als 16-jähriger, in den Ferien, versucht er, nach Italien zu reisen, per Rad über den Brenner, ganz allein. Aber die italienischen Grenzer verweigern ihm die Einreise, der Junge hat zu wenig Geld bei sich. Das würde ihm später nie wieder passieren: abgewiesen zu werden, weil das Geld nicht reicht.

Inzwischen sind die Leute, die sich zwölf Jahre zuvor in Hoffmanns Atelier getroffen hatten, in Berlin an die Macht gekommen. Strauß erinnert sich an den Triumph der Nazis in München: «Ich kam von der Schule und radelte gerade durch die Leopoldstraße, es war am späten Nachmittag, und es begann bereits zu dämmern. Überall, soweit ich es beobachten konnte, herrschte Jubel. Die bayerische Fahne wurde eingeholt, die Hakenkreuzflagge und die schwarz-rot-weiße Fahne wurden gehisst. Ich selbst schwankte zwischen Furcht und Hass.»

Man sagt so leicht: ein historisches Ereignis, ein Epochenumwälzung. Sebastian Haffner schreibt über diesen 30. Januar, an dem Hindenburg den Führer der Nationalsozialisten, Adolf Hitler, zum Reichskanzler ernennt: «Ein Erdbeben beginnt in 66 Millionen Menschenleben!» Frühere historische Ereignisse, auch Epochenumwälzungen, seien ganz anders verlaufen, «es beschäftigte uns und regte uns auf, und den einen oder anderen tötete es oder ließ ihn verarmen; aber keinen stellte es vor letzte Gewissensentscheidungen. Ein innerster Lebensbezirk blieb unberührt; man blieb, was man war.»